Offensive im Norden

Bislang sichere Kurdengebiete im Irak geraten ins Kreuzfeuer von Terroristen und Nachbarn.

Jeder wusste, dass die Selbstmörder Nägel, Schrauben und aufgebrochene Kugellager in ihre Sprengstoffwesten packen, um so viele Opfer wie möglich in den Tod zu reißen. Mit welchem Aufwand sich das Himmelfahrtskommando am vorigen Dienstag auf seine Tat vorbereitet hatte, war hingegen neu: Die Täter füllten die Hohlräume eines ihrer vier Mülllaster mit gerade faustgroßen Steinen auf, um die Wirkung der Bomben zu verstärken.

ROBERT BURNS / AP

Kommandeur Petraeus
Getrübte Bilanz

Dann brachten sie insgesamt zwei Tonnen Sprengstoff in zwei nordirakischen Weilern in der Nähe des Ortes Sindschar fast zeitgleich zur Explosion, ganze Viertel stürzten in sich zusammen, mehr als 400 Tote zählten die Retter bis zum Freitag. Kifa Mohammed, Direktor eines regionalen Krankenhauses, fürchtete, dass die Zahl der Opfer noch zunehmen werde, weil längst nicht alle aus den zerstörten Häusern geborgen werden konnten. „Was hier passiert ist“, sagte der kurdische Gesundheitsminister Sirjan Othman, „kommt einem Vulkanausbruch gleich.“ Es war das schwerste Attentat seit der Invasion des Irak, und es hat mehr Menschenleben gekostet als alle anderen seit dem 11. September 2001.

So verlassen, so abgeschnitten ist die weite Ebene zwischen dem Tigris und der syrischen Grenze, dass irakische Politiker den Tatort erst zwei Tage später erreichten. Die politische Botschaft der Terroristen, wie stets der Hauptzweck des Verbrechens, drang trotzdem durch: Wir finden unsere Ziele, wir töten nach Belieben, wir ruinieren eure mageren Erfolgsbilanzen.

Das Ziel waren diesmal die Jesiden, eine jahrtausendealte Minderheit im Nordirak, deren Kleinstädte westlichen Journalisten einst als Musterbeispiele für die Modernisierung des Landes vorgeführt wurden. Tatsächlich hatte das Regime von Saddam Hussein sie aus ihren alten Dörfern vertrieben und in Betonsiedlungen kaserniert, um im ethnisch wie religiös gemischten Nordirak die Kontrolle zu bewahren.

Radikale Muslime dagegen hassen die Jesiden, nennen sie „Teufelsanbeter“ – was für einen Qaida-Hintergrund des Anschlags spricht.

Doch die wahren Adressaten der Bluttat sitzen ohnehin in Bagdad: die um ihr Überleben kämpfende Regierung von Premierminister Nuri al-Maliki und der US-Oberkommandierende General David Petraeus. Beide verurteilten die Tat; von Völkermord und „ethnischer Säuberung“ sprach der für den Nordirak zuständige Generalmajor Benjamin Mixon.

In gut drei Wochen werden Petraeus und der US-Botschafter Ryan Crocker dem Kongress berichten, ob die im Februar begonnene Truppenaufstockung im Irak erfolgreich ist und fortgesetzt werden sollte. Schon jetzt argumentieren Kriegsgegner, Anschläge wie der vom vergangenen Dienstag zeigten die ganze Aussichtslosigkeit des Unternehmens: Dämme man den konfessionellen Straßenkrieg ein, so nähmen die Selbstmordanschläge zu; vertreibe man den Terror aus dem Zentrum, dann schlage er eben an der Peripherie zu.

Das Pentagon kontert mit einem Argument, das Vizepräsident Dick Cheney geprägt hat: Attacken wie die im entlegenen Nordirak zeigten nur, wie weit al-Qaida inzwischen in die Enge getrieben sei, mehr als spektakuläre Einzelattacken könne sie nicht mehr leisten, aus ihren Hochburgen sei sie erfolgreich verscheucht.

Doch die Männer, für die Amerikas militärischer Aufwand überhaupt betrieben wird, zeigen sich kaum noch in der Lage, ihre Aufgabe zu erfüllen: Iraks Politiker, denen die Amerikaner mit der Truppenaufstockung ein Zeitfenster öffnen wollten, um einen minimalen Konsens über die Zukunft des Landes aushandeln zu können.

Diesen Erfolg, so viel lässt sich heute schon sagen, werden Petraeus und Crocker nicht verkünden können. Statt nationaler Versöhnung zeichnen sich weitere Zerwürfnisse ab – im Süden zwischen den schiitischen Fraktionen, im Norden zwischen Kurden, Arabern und Turkmenen, die noch diesen Herbst über das Schicksal der Vielvölkerstadt Kirkuk abstimmen sollen.

Für die Jesiden wie die ebenfalls in der biblischen Ebene von Ninive beheimateten Christen wird damit der letzte sichere Landstrich des Irak immer unwirtlicher. Unübersehbar nehmen die Einschläge des Terrors Richtung Norden zu: 130 Tote Anfang Juli in Amerli, 80 Tote Mitte Juli in Kirkuk,

jetzt 400 bei Sindschar. Auch die Nachbarn werden beim Blick auf den bislang ruhigen Nordirak nervös: Jenseits der Grenze im Westen hat die syrische Regierung nur noch sporadische Kontrolle über ihre kurdische Minderheit, im Norden denkt die türkische Armee über einen Einmarsch nach – und im Osten wird immer deutlicher, dass auch Iran einen Kurdenstaat als Ordnungsmacht im Nordirak nicht dulden will.

Vergangene Woche beschossen türkische und iranische Militärs erstmals gemeinsam ein PKK-Lager in den irakischen Bergen. BERNHARD ZAND